

„Es braucht eine Balance zwischen Freiwilligen und Expertinnen“

Monika Bachmann

Wenn sich Menschen unentgeltlich in der Pflege engagieren, dann handelt es sich nicht immer um Freiwilligenarbeit. Das weiss Professor Markus Freitag, der sich berufsmässig mit Ehrenamtlichen beschäftigt. Die Pflege sei ohnehin ein anspruchsvolles Feld für Freiwillige, findet Pflegeexpertin Catherine Offermann. Ein Gespräch über Chancen und Risiken.

Herr Freitag, wie definieren Sie als Experte den Begriff Freiwilligenarbeit?

Markus Freitag: Wer sich freiwillig engagiert, leistet unentgeltlich anderen Menschen gegenüber Hilfe. Entweder geschieht dies formell im Rahmen von Vereinen und Organisationen oder informell ausserhalb solcher Strukturen, etwa bei der Nachbarschaftshilfe.

Jede Hilfe, die man leistet, ist Freiwilligenarbeit?

Freitag: Nein, es gibt klare Kriterien: Erstens muss es sich um eine Tätigkeit handeln, die weitgehend unbezahlt ist. Zweitens ist es eine reflektierte Handlung. Damit lassen sich reaktive Tätigkeiten wie etwa spontane Hilfeleistungen nach einem Unfall ebenso wenig als freiwillige Tätigkeit deklarieren wie Freizeitaktivitäten oder Hobbies. Drittens gehören nur Leistungen dazu, die ausserhalb des eigenen Haushalts ausgeführt werden.

Die Pflege von Angehörigen ist keine Freiwilligenarbeit?

Freitag: Wenn die bedürftige Person im gleichen Haushalt lebt, handelt es sich rein definitorisch nicht um Freiwilligenarbeit, sondern um Haus- oder Familienarbeit.



Catherine Offermann und Markus Freitag im Gespräch. Foto: Monika Bachmann

Frau Offermann, Sie verfügen als Pflegeexpertin über langjährige Erfahrung. Welche Sparten der Pflege eignen sich für Freiwillige?

Catherine Offermann: Es sind all jene Tätigkeiten, die kein spezifisches Fachwissen erfordern. Freiwillige erledigen also zum Beispiel für eine pflegebedürftige Person die Einkäufe oder die Wäsche. Schwierig wird es, wenn pflegerische Handlungen gefragt sind. Dazu braucht es eine gezielte Schulung. Diese Arbeit wird deshalb meist von Angehörigen ausgeübt. Es ist interessant, dass gerade diese Tätigkeit nicht zur Freiwilligenarbeit zählt.

Warum?

Offermann: Es impliziert eine negative Bewertung von Hausarbeit, welche häufig von Frauen ausgeübt wird. Der Genderaspekt dürfte in dieser Frage eine Rolle spielen.

Sie plädieren dafür, dass auch Hausarbeit zur Freiwilligenarbeit zählen sollte?

Offermann: Nein, aber ich bin der Meinung, dass die Hausarbeit und damit auch die Pflege von Angehörigen gleichermaßen wertgeschätzt werden sollte wie die Freiwilligenarbeit.

Freitag: Man sollte die Freiwilligenarbeit und die Heimarbeit nicht gegeneinander ausspielen. Beide Formen sind wichtige Unterstützungsleistungen für hilfsbedürftige Menschen und fördern den Zusammenhalt zwischen den Generationen. Das ist wesentlich.

Welcher Bereich ist für die Pflege wichtiger: Die Freiwilligenarbeit oder die Hausarbeit?

Offermann: Es gibt nicht das eine oder das andere, das besser oder schlechter ist. Beide Tätigkeiten sind wertvoll. Die Frage ist viel mehr, welches politische Signal damit ausgesendet wird. Die Professionalisierung der Pflege ist ein langwieriger Prozess, der noch immer in Gang ist. Es könnte gefährlich sein, gewisse Dienstleistungen unentgeltlich anzubieten.

Was schlagen Sie vor?

Offermann: Es braucht eine Balance zwischen freiwilligem Engagement und professioneller Expertenpflege. Gut ausgebildete Pflegefachpersonen bringen das nötige Wissen mit, um mit schwierigen Situationen umzugehen. Ehrenamtlich Tätige hingegen sind mit pflegerischen Tätigkeiten längerfristig überfordert.

Freitag: Es scheint mir wichtig, dass man die Hilfe frühzeitig organisiert. Die Freiwilligenarbeit ist neben den professionellen Diensten ein zusätzlicher Aspekt dieses Systems. Letztlich geht es ja um das soziale Kapital, das abgerufen wird.

Sie sprechen vom „sozialen Kapital“. Sind damit ausschliesslich soziale Beziehungen gemeint?

Freitag: Kapital ist wie Arbeit und Boden ein Produktionsfaktor. Neben dem Finanz- und Humankapital wird in den Sozialwissenschaften seit einigen Jahren auch dem Sozialkapital eine wichtige Rolle zugesprochen. Der Erfolg von Gemeinschaften oder Individuen ist damit nicht allein auf Konten oder Köpfe zurückzuführen, sondern auch auf Kooperationen. Der Begriff Sozialkapital umschreibt dabei den Wert von sozialen Beziehungen.

Lässt sich dieses Kapital – im Zusammenhang mit der Freiwilligenarbeit – beziffern?

Freitag: Man kann einen fiktiven Lohn ins Spiel bringen, zum Beispiel 50 Franken pro Stunde. Im Rahmen unserer Untersuchungen haben wir festgestellt, dass in der Schweiz im Jahr 2014 über 700 000 000 Stunden formelle und informelle Freiwilligenarbeit geleistet wurden. Wenn man diese Zahl mal 50 Franken rechnet, dann kommt man auf einen Betrag, der etwa 5,5 Prozent des Bruttoinlandproduktes entspricht.

Wie hoch ist der Anteil der Pflege- und Betreuungsarbeit innerhalb der Freiwilligenarbeit?

Freitag: Laut den Erhebungen des „Freiwilligen-Monitor Schweiz“ (wissenschaftliche Dauerbeobachtung des freiwilligen Engagements in der Schweiz) werden unbezahlte Leistungen in sozial-karitativen Organisationen von rund 4 Prozent der Bevölkerung über 15 Jahren erbracht. Informelle Dienste bei der Altersbetreuung werden von rund 13 Prozent geleistet.

Welche Motivation muss der freiwilligen Tätigkeit in der Pflege zugrunde liegen, damit sie erfolgreich ist?

Offermann: Wer sich in diesem Bereich engagieren will, muss bereit sein, die Freizeit in unbezahlte Arbeit zu investieren. Und genau dort orte ich ein Problem. Wenn jemand krank wird, erfolgt die Pflegearbeit meist nicht freiwillig, sondern weil es die Situation erfordert. Eine Person wird pflegebedürftig und abhängig, eine andere springt ein und übernimmt vorübergehend oder langfristig gewisse Funktionen. Es handelt sich im konkreten Fall also nicht wirklich um Freiwilligenarbeit.

Freiwilligkeit als Farce?

Offermann: Sagen wir es mal so: Man hat heute im Gegensatz zu früher zumindest geringfügige Wahlmöglichkeiten. Wer nicht freiwillig tätig sein will, hat die Option Nein zu sagen und die Spitex einzuschalten.

Die Motivation der Freiwilligen wurde im Rahmen des „Freiwilligen-Monitor Schweiz“ untersucht. Mit welchem Ergebnis?

Freitag: Es gibt zwei grosse Motivkomplexe: Auf der einen Seite ist es Selbstlosigkeit verbunden mit dem Wunsch, jemandem zu helfen. Andererseits resultiert aus dem freiwilligen Engagement ein persönlicher Gewinn. Man gibt dem Leben neue Impulse und erwirbt neue Fähigkeiten. Bei den jungen Leuten sind diese egotaktischen Motive etwas stärker ausgeprägt. Bei den Älteren steht die Selbstlosigkeit mehr im Vordergrund.

Offermann: Im Pflegebereich spielt auch ein gewisser Verpflichtungsgedanke mit. Wer die eigenen Eltern pflegt, möchte ihnen möglicherweise etwas zurückgeben im Sinne von: „Sie haben mich als Kind grossgezogen, nun ist es an mir, Zeit zu investieren und mich um sie zu kümmern.“ Es ist eine Art Konto-Ausgleich.

Freitag: Solche Effekte gibt es ganz generell: Man sagt sich: „Wenn ich anderen Menschen helfe, werde ich später auch Hilfe bekommen.“ Es ist die Norm der Gegenseitigkeit – auch Reziprozität genannt.

Haben Freiwillige bestimmte Merkmale?

Freitag: Frauen leisten eher informelle Freiwilligenarbeit. In der Vereinsarbeit waren Männer lange in der Überzahl, inzwischen ist das Verhältnis aber beinahe ausgeglichen.

Gibt es den „typisch Freiwilligen“?

Freitag: Der typisch Freiwillige ist Schweizer, sein Alter liegt zwischen 40 und 64 Jahren. Er hat eine Familie und schulpflichtige Kinder, weshalb er unter Umständen mit verschiedenen Vereinen in Kontakt kommt. Er lebt in der Deutschschweiz und wohnt auf dem Land. Sein Bildungsniveau ist tendenziell hoch, er ist protestantisch und regelmässiger Kirchgänger.

Werfen wir einen Blick auf die demografische Entwicklung: Die Anzahl pflegebedürftiger Menschen steigt. Welches sind die zukünftigen Pflegebedürfnisse?

Offermann: Es gibt immer mehr alleinlebende Personen. Diese Entwicklung stellt uns vor grosse Herausforderungen. Ich denke, die Freiwilligenarbeit wird deshalb an Bedeutung gewinnen und die professionelle Pflege dürfte gefordert sein. Die Spitex wird dabei eine zentrale Rolle spielen.

Ist es denkbar, dass Freiwillige aufgrund des Pflegepersonal-Mangels in die Bresche springen?

Offermann: Der Personalmangel kann nicht durch Freiwillige kompensiert werden. Heute sucht man andere Lö-

sungen wie etwa die 24-Stunden-Care-Arbeit, welche von Fachpersonen aus Osteuropa geleistet wird. Ich denke, die Pflege ist ein zu spezifisches Gebiet, als dass sie alleine von Freiwilligen geleistet werden kann. Es ist viel Fachwissen gefragt und es stellen sich Fragen der Haftpflicht: Was passiert, wenn ein Fehler gemacht wird und sich der Patient durch einen Sturz das Bein bricht?

Freitag: Die Pflege unterscheidet sich in dieser Hinsicht wohl markant von anderen Tätigkeitsfeldern der Freiwilligenarbeit. Entsprechend schwierig dürfte es sein, ein Reservoir an einsatzbereiten Personen aufzubauen. Für freiwillig Tätige bräuchte es in diesem Bereich eventuell eine Art Zertifizierung.

Offermann: In meinen Augen können Ehrenamtliche einen wichtigen Beitrag zur Unterstützung des Umfelds leisten. Mit einem Spazier- oder Fahrdienst beispielsweise können Angehörige für eine gewisse Zeitspanne entlastet werden.

Man sollte generell das Selbstmanagement der Angehörigen unterstützen und sie in dieser Hinsicht beraten. Wenn sie realisieren, dass es Entlastungsmöglichkeiten gibt, sind sie auf der Suche nach Lösungen meist kreativ.

Wer leistet diese Beratung?

Offermann: Die professionellen Pflegefachpersonen oder auch Hausärzte und Sozialdienste. Das kann zum Beispiel während eines Spitalaufenthalts gemacht werden oder später – zu Hause – von der Spitex. Bereits heute übernehmen Spitex-Mitarbeitende die Fallführung und das Case Management und koordinieren das Unterstützungssystem.

Wie sieht es im Langzeitbereich aus: Welche Rolle spielen Freiwillige in Alterseinrichtungen?

Offermann: Auch in diesem Segment können Freiwillige einen wichtigen Beitrag zur Entlastung von Professionellen leisten – ganz besonders, wenn es um die Beschäftigung von Bewohnerinnen und Bewohnern geht. Allerdings wissen viele Institutionen nicht, wie sie an Freiwillige gelangen können.

Freitag: Unsere Untersuchungen zeigen, dass es nach wie vor zu wenig Informationen über Freiwilligenarbeit gibt. In dieser Sache sind die Gemeinden gefordert: Sie könnten sich als Anlauf- und Koordinationsstelle für Freiwillige einschalten.

Ist es eigentlich legitim, dass so viel Gratisarbeit geleistet wird?

Freitag: Das ist eine grosse Frage, die immer wieder diskutiert wird. Sie wird – je nach Standpunkt – unterschiedlich beurteilt.

Wie beurteilen Sie es?

Freitag: Zunächst geschieht die Freiwilligenarbeit aus freien Stücken und nicht aus Zwang. Es ist aber immer wieder die Angst vorhanden, dass Freiwillige die Erwerbstätigen aus dem Arbeitsmarkt verdrängen. Vor allem, wenn Sparmassnahmen anstehen. Allerdings kann nicht jede kostspielige Leistung an Freiwillige delegiert werden. Diesen fehlt mitunter das Fachwissen und empfindliche Qualitätseinbussen der Dienste wären die Folgen.

Offermann: Und genau in diesem Punkt ist bezüglich Pflege äusserste Vorsicht geboten. Deshalb plädiere ich klar für eine Trennung von professioneller Pfl egetätigkeit und freiwilliger Unterstützung.

Das Thema Freiwilligenarbeit ist zurzeit in aller Munde, warum?

Freitag: Es ist ein wichtiges Thema, weil wir es mit grossen Herausforderungen zu tun haben. Im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise wurde viel über die Freiwilligenarbeit gesprochen. Aber auch das Milizwesen und damit verbunden die vielen Ämter, die nicht besetzt werden können, geben zu reden. Der Pflegenotstand ist ein weiteres Problem, das brandaktuell ist. Letztlich geht es in all diesen Bereichen um Menschen und um soziale Beziehungen – davon sind wir alle betroffen.

Die Interviewpartner

Markus Freitag ist Direktor des Instituts für Politikwissenschaften an der Universität Bern und Professor für politische Soziologie. Der 48-Jährige leitet zudem die wissenschaftliche Dauerbeobachtung des freiwilligen Engagements in der Schweiz, den „Freiwilligen-Monitor Schweiz“.

Catherine Offermann ist am Berner Bildungszentrum Pflege als Ausbilderin im Bereich Weiterbildung tätig. Ihre Schwerpunktthemen sind Ethik und Recht, familienzentrierte Pflege sowie Forschung. Die 51-jährige diplomierte Pflegefachfrau hat einen Master in Science in Nursing.



Monika Bachmann ist Journalistin und Kommunikationsberaterin.

www.bachmann-kommunikation.ch